

(Nachdruck verboten.)

43]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Celhond.

XXII.

Die trüben Nebel eines ausnahmsweise hartnäckigen Winters hatten sich endlich vor der Sonne eines prächtigen Naimorgens verflüchtigt; ein durchsichtiger Dunstschleier wallte über die Erde, hinter dem der hellblaue Himmel die interessante Blässe eines Konvaleszenten Gesichtes annahm.

Laurent, den die seelischen Erschütterungen jenes denkwürdigen Fastnachtsdienstag aus Krankenlager geworfen hatten, machte nach langer Leidenszeit seinen ersten Ausgang. Er hatte eben das Krankenhaus verlassen, wo ihn die Ärzte ganz gegen seinen Willen vom Tode errettet hatten, weniger aus Theilnahme für seine Person als aus wissenschaftlichem Ehrgeiz, der sie alles aufbieten ließ, über einen der hartnäckigsten und komplizirtesten Typhusfälle, die man in der Anstalt beobachtet hatte, zu triumphieren. Jetzt, wo er wiederhergestellt war und mit der Jahreszeit sein Wiedererwachen zum Leben feierte, war es ihm, als wenn er von einer langen Reise in die Heimath, die er in jahrelanger Verbannung ersehnt, zurückkehrte. Und dieses Gefühl brachte es auch mit sich, daß ihm die Vaterstadt nie so machtvoll, glänzend und feierlich erschienen war, als in diesem Augenblick.

Die heitere Frühlingsstimmung, die alles belebte, kam auch in dem geschäftigen Treiben am Hafen zum Ausdruck. Der durch die Eisperre der Schelde herbeigeführte Nothstand war nach Eintritt des Thauwetters vorüber. Mehr als je drängten sich im Hafen und in den Docks die Schiffe, und der langen Stocung war ein um so lebhafterer Aufschwung der Geschäfte gefolgt.

Selbst auf dem „Bunnlermarkt“ bemerkte Paridael keine Menschenjete. Er war der einzige, der feierte. Es überkam ihn bei dieser Wahrnehmung ein Gefühl beschämender Unwürdigkeit, das in ihm den Wunsch erregte, sich unverzüglich nach einer Arbeitsgelegenheit umzusehen.

Zu diesem Zwecke wandte er sich an verschiedene Arbeiterkolonnen mit der Bitte, ihm eine, ganz gleich welche, Beschäftigung zuzuweisen. Ein kurzer prüfender Blick genügte indessen, um dem Kolonnenführer die Ueberzeugung zu verschaffen, daß das hohlwangige, schwächliche Bürschchen, dessen Kräfte ein zweimonatiges Fieber aufgezehrt hatte, mehr eine Last, als eine Hilfe bei der Arbeit sein konnte, und so wurde dem Laurent der tröstliche Bescheid, in Rücksicht auf die vorgeschrittene Stunde lieber am nächsten Tage noch einmal vorzusprechen.

Die großen Säule der „Nationen“ schleppten mit langsamer und stolzer Bewegung die schwerbeladenen Kollwagen heran. Auf ihren breiten Rummern prangte der aus blühen Messingnägeln zusammengesetzte Name der betreffenden Korporation. Die Aufsäher bedienen sich keines Zügels, sondern nur einer langen Hanse, die durch eine der Rummerringe gezogen ist. Sie thronen auf dem leeren Wagen wie antike Wagenlenker oder gehen gemächlich und zerstreut neben dem beladenen Wagen her; ihrer erprobten Geschicklichkeit und der Intelligenz ihrer Pferde ist es zu danken, daß trotz des Gedränges sich kreuzender Fuhrwerke der Verkehr sich glatt und ohne Unfall abwickelt.

Laurent wurde nicht müde, sich Säule und Führer mit bewundernden Blicken zu betrachten, er blieb alle Augenblicke stehen und kam mehr als einmal in Gefahr, unter die Räder zu gerathen, wenn ihn ein heller Reitschritt oder ein gutturaler Ruf nicht immer rechtzeitig gewarnt hätte. In seiner trunkenen Lust, dem Leben wiedergegeben zu sein, stampfte er vergnüglich durch den aufgeweichten zähen Schlamm, den das durch den beständigen Lastverkehr arg mitgenommene Pflaster als schwarzen Schweiß absonderte. Er kletterte über das Gewirr von Schienengeleisen und Weichen, das die Straße durchzog, stolperte über Laue, wich mit rascher Bewegung den Balken aus, die stämmige Jongleure wie Välle einander zuwarfen und freute sich der kräftigen Schimpfworte, mit denen die Arbeiter den überall im Wege stehenden Faulpelz bedachten.

Sein Weg führte ihn am großen Bassin des Stattendyl entlang. Sein Herz schlug stärker beim Anblick der Genossen von der „Amerika“, der „Nation“, der er auch früher angehört, die gerade dabei waren, eine Getreideladung zu löschen. Die Säcke, die unten im Kielraum des Schiffes an die Hakenzähne des Krans besetzt waren, schwannten langsam herauf bis zur Höhe der Masten und des Schornsteins, dann beschrieb der gewaltige Arm des Krans eine horizontale Viertelbewegung durch die Luft, sodas seine Last just über dem auf dem Quai haltenden Wagen schaukelte. Der stämmige Kerl, der haarschneidend und mit bloßen Armen in der Stellung eines Ringkämpfers auf dem Wagen stand, schlug das fischartige Messer, das er in der Hand hielt, in die über seinem Haupte schwebenden Säcke, zog sie zu sich herunter, löste die Hakenzähne und gab gleichzeitig dem Maschinenarm seine Bewegungsfreiheit wieder. Seine Kameraden, Schultern und Hinterkopf von einer Sackhülle bedeckt, traten einer nach dem anderen heran, um die Säcke, die ihnen der Vorkapitän rasch und geschickt auf die Schultern lud, auf einen anderen Wagen zu verladen. Eine Schaar weiblicher Hilfskräfte lehrte die Körner zusammen, die aus den Döckern, die Haken und Sichel in die Säcke gerissen, zu Boden fielen.

Beim Näherkommen erkannte Laurent in der Hauptperson dieser Szene den Stauer, dem er damals in seinem Elend beigestanden hatte. Einen Augenblick dachte Laurent daran, den Mann anzusprechen, aber die Besorgnis, der brave Bursche hätte angesichts seines elenden Aussehens am Ende auf die Vermuthung kommen können, daß sein Wohlthäter von damals heute auf seine Erkenntlichkeit Anspruch machen wolle, ließ ihn von seiner Absicht Abstand nehmen. Er schlich schein und hastig vorbei, um nur ja nicht erkannt zu werden, setzte seinen Weg längs der Trokendoock fort, überschritt einen Haufen Brücken und Laufstege und erreichte schließlich die Niederlagen, wo die leicht entzündbaren Waaren untergebracht waren, die in den funfpißigen Untergrund eingemauerten Naphthalager und die Petroleumtanks, ausgedehnte Riesenbassins in Form und Art von Gasometern.

Hier erreichte, wie Laurent von früheren Entdeckungsfahrten her wußte, die habgierige und unersättliche Industrie der Handelsstadt ihr Ende. Er war deshalb auch nicht wenig überrascht als er jenseits der Petroleumreservoirs nach Austraweel zu — einem armseligen Dorfwinkel, der aus strategischen Rücksichten durch die Festungswerke von seiner Kirche abgeschnitten und dem städtischen Reichthum zugetheilt war — einen wüsten Haufen rasch und flüchtig aufgeführter Baulichkeiten erblickte, die wie ein in aller Eile errichtetes Barackenlager ausfahen und die in ihrer tieferlichen Unordnung solch häßlichen Eindruck machten, daß Laurent seinen Augen zunächst nicht trauen wollte. Kein Name, kein Schild gab über das Unternehmen Auskunft, es war, als ob der Besitzer Bedenken getragen hätte, seinem Eigenthumsrecht sichtbar Ausdruck zu geben, als ob er irgend ein schimpfliches Gewerbe betriebe, das er sich zu nennen scheute. Die Champignons über Nacht im feuchten Erdreich keimen, so schienen diese Hütten, wucherndem Unkraut gleich, dem Erdboden entstiegen zu sein.

Laurent Paridael, den der Anblick so unangenehm wie nur möglich berührte, war vor dem Gebäudekomplex stehen geblieben, der sich aus fünf ebenerdigen Schuppen zusammensetzte, die, aus Schutt, Lehm und Abfallholz roh und oberflächlich zusammengepappelt, augenscheinlich nur einem vorübergehenden Zweck zu dienen bestimmt waren. Das Erscheinen einer Anzahl halbwüchsiger Bürschen und Mädchen, die eiligen Paufs und lustig plaudernd dem räthselhaften Arbeitsplatz zuweilten, unterbrach seine nörgelnde Kritik. Er sprach die Gesellschaft an und fragte, was die widerwärtige Anlage zu bedeuten hätte.

„Das? Das ist doch Herr Béjard's Patronenfabrik!“ antwortete man im Chor und musterte den Fremden, der geradewegs vom Ronde zu kommen schien, mit erstaunten Blicken.

Herr Gott, daß er auch darauf nicht gekommen war! Ein Werk, das sich in solch abstoßender und düsterer Form präsentierte, konnte ja unmöglich einem anderen als einem Béjard gehören. Und nun erinnerte sich Laurent Paridael auch, daß er bereits von Béjard's neuestem Geschäftsunternehmen hatte

sprechen hören. Er hatte sich zwar mit Bergmans nicht wieder ausgesöhnt, hatte gleichwohl aber freudigen Herzens dem ehemaligen Freunde zugestimmt, der nicht müde wurde, das gefährliche Unternehmen des Sklavenhändlers zu bekämpfen, und wenn er sich an dem Kampfe nicht direkt und persönlich betheiligt hatte, so geschah es in der Voraussetzung, daß der Magistrat eine derartige Anlage inmitten der Stadt unmöglich genehmigen konnte. Wie er sich jetzt mit eigenen Augen überzeugen konnte, war diese Voraussetzung eine irrige gewesen; trotz der donnernden Philippiken und Alarmsrufe Bergmans hatte man sich bereit gefunden, ein Unternehmen zu konfessioniren, das für die Stadt und die Bürgerschaft eine drohende Gefahr bedeutete.

Diese primitiven, nach allen Seiten offenen Schuppen, die eher geeignet waren Fledermäusen einen Unterschlupf zu bieten, als menschliche Wesen zu beherbergen, dienten einer Hantirung als Arbeitsräume, die an Gefährlichkeit ihres Gleichen sucht. In der unmittelbaren Nachbarschaft der feuergefährlichsten Gegenstände duldete man die Anhäufung leicht entzündlicher Explosivstoffe. Man begnügte sich nicht damit, neben dem Naphthalager Pulverfässer unterzubringen, man ging auch mit dem Pulver in so unverantwortlich leichtsinniger Weise um, als lege man es darauf an, eine Katastrophe herbeizuführen.

Jungen und Mädchen, die kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, vertraute man mit einer Arbeit, die die ganze Sorgfalt und Besonnenheit ernster Männer erfordert hätte, und gab obendrein dieser jugendlich leichtsinnigen Arbeiterschaft das denkbar ungeeignetste Handwerksgeräth in die Hand. Um dem Ganzen aber die Krone aufzusetzen, hatte man in nächster Nähe des Pulverhauses eine Dampfmaschine nebst Kessel aufgestellt.

Der raubgierige Kapitalist hatte für die keine Kenntnisse erfordernde Arbeit, die seinem Ausdruck nach das „reine Kinderspiel“ war, an die zweihundert verwahrloste Kinder beiderlei Geschlechts angeworben, die er für ein paar Pfennige Tagelohn haben konnte. Um das Wohl und Wehe dieser erbärmlichen Kinderschaar kümmerte sich Béjard selbstverständlich so wenig wie um das Leben der Auswanderer. Diese Patronenfabrik war das würdige Seitenstück zu dem in den Wellen verschwundenen Schiff. Laurent glaubte selbst in den moosüberwachsenen, getheerten Brettern der Schuppen die Planken der „Gina“ wiederzuerkennen.

Der älteste der Jungen, an die sich Laurent gewandt hatte, ging in sein sechzigstes Jahr, er erfuhr des weiteren von ihm, daß die Mehrzahl seiner Arbeitsgefährten viel jünger waren.

„Hier in dem Gebäude, das just vor Ihrer Nase steht, find die Jungen beschäftigt, die die Patronen auseinandernehmen,“ belehrte Laurent der Bursche. „Hinter dem Lager-schuppen ist das Zollamt. Und in der Mitte dieses Erdwalls, der wie ein Fort aussieht, steht der Pulverschuppen, in dem wir das aus den Patronen entnommene Pulver in Fässer füllen. . . . Auf der anderen Seite des Pulverschuppens arbeiten die Frauenzimmer. Es ist hier wie in der Schule, man hält die Unterröcke von den Hosen getrennt. . . . Dort hinten in der Nische steht der ummauerte Ofen, in dem die Blei- und Kupfertheile zu Barren eingeschmolzen werden, und unter demselben Dach steht auch die Maschine, die die leeren Hülsen einstampft. Ich arbeite beim Schmelzofen. Sie sollten Franz Berwinkel, so heiß ich nämlich, mal bei der Arbeit sehen! Mit einem Ruck hab' ich das Pulver aus der Hülse geschüttet und das Knallsilber aus dem Zündhütchen entfernt. Das macht Spaß und ist nicht schwerer, als dem da einen Kapfenkopf zu geben. . . . Nichts für ungut, Pitiet, ich wollte dem Herrn bloß die Geschichte erklären!“

Beim Anhören dieses lustigen Geplauders stieg in Laurent's Herzen ein heiliges Mitleid für diese jugendliche, sorglose Arbeiterschaft auf. So müssen auch die Armen ausgehungen haben, die ersten Opfer Béjard's und seiner Leute auf der Fulton'schen Werft.

„Und Ihr fühlt Euch wohl bei der Arbeit? Es thut Euch keiner was zu Leide? Wie steht's denn mit Béjard? Macht es ihm nicht Spaß, Euch aufs Blut zu quälen? Ihr könnt mir ruhig die Wahrheit sagen, ich kenne den sauberen Patron zur genüge!“

Die also Angeredeten zwinkerten mit den Augen, stießen einander fichernd an, ohne ein Wort von dem, was der sonderbare Schwärmer da redete, zu verstehen. Die Vorahnung der Gefahr, die die Kinder bedrohte, ängstigte Laurent's Seele bis zum Tode. Er hätte die Armen mit seinem Blute los-

kaufen mögen. Endlich glaubte er ein Mittel zur Rettung der Armen gefunden zu haben. Nachdem er rasch im Kopie zusammengerechnet hatte, was ihm noch an Geld blieb, machte er der Gesellschaft den Vorschlag, sie aufs Land nach Austruveel zu führen und sie dort mit Safraneis, „Korinthenbrot“ und Kaffee zu bewirthten.

Das heruntergekommene Aussehen des Mannes, der so wirre Reden führte, war so wenig vertrauenerweckend, daß seine Einladung gar nicht ernsthaft genommen wurde. Die übermüthige Schaar hielt ihn für einen Narren, einen Witzbold oder einen Betrunknen, der nicht in der Lage war, sein Versprechen zu halten, und begann demzufolge mit hänselnden Gegenvorschlägen.

„Höre mal, Jan Klim, auf den Leim gehen wir nicht! Sage uns lieber, bei wem Du Deine schönen Anzüge machen läßt! Wie wär's denn, wenn Du uns mal die zehn Gebote aufsjagtest? Deine Einladung wollen wir ja gern annehmen, aber wenn Dir's recht ist, wollen wir lieber im „Hotel Saint Antoine“ oder bei Casti diniren. . . . Nichts für ungut, aber Du kommst doch nicht etwa aus dem Armenhaus von Meryplas oder bist gar aus dem Genter Zuchthause entsprungen?“

Weit entfernt, ein Wort zu erwidern, bedauerte Laurent nur, nicht mehr über lumpige hundert Francks zu verfügen, um sie unter die Schaar zu vertheilen und sie ihrem Schicksal zu entreißen. Er war mit seinen Mitteln so ziemlich zu Ende, und wenn es ihm morgen nicht gelang, seine entkräfteten Arme zu verdingen, würde er sich thatsächlich nach Meryplas auf den Weg machen müssen, der Zufluchtsstätte der Arbeitslosen und Wegmüden!

Wenn es ihm nur möglich wäre, das junge Volk zum Verlassen des verhängnißvollen Ortes zu bewegen! Er beschwor die Jungen und Mädchen ganz vergebens, sich anderswo Arbeit zu suchen oder zum wenigsten diesen Nachmittag blau zu machen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Haus ist zu verkaufen.

Nach Alphonse Daudet. Deutsch von Adolf Heilborn.

Ueber der Thür, einer schlecht schließenden Holzthür, die durch eine große Ritze den Sand des Gärtchens sich mit dem Staub der Straße mischen ließ, hing seit langem ein Zettel, von der Frühlingssonne gewärmt, vom Herbstwind gerüttelt und geschüttelt:

Dies Haus ist zu verkaufen!

Und das schien auch zu bedeuten: dies Haus ist öde und verlassen; so still war es ringsum.

Und dennoch wohnte jemand darin. Ein bläuliches Rauchwölkchen entstieg dem backsteinernen Schornstein, der ein wenig das Gemäuer überragte, und verrieth ein verborgenes Dasein, geheimnißvoll und trübe, wie der Rauch dieses armseligen Feuers; und durch die wackeligen Bretter der Thür sah man anstatt der Oede und Leere, dieses Auf-dem-Sprünge-Stehen, das einem Verkauf, einer Abreise vorherzugehen pflegt: wohlgezirkelte Bege, umrannte Lauben, Gießkannen neben dem Brummen und allerlei Gärtnergeräth an das Häuschen gelehnt. Es war ein einfaches Bauernhaus, das auf dem abschüssigen Boden durch eine kleine Treppe gestützt wurde, die auf der Schattenseite bis zum ersten Stockwerk, auf der Sonnenseite aber nur bis zum Erdgeschos reichte. Man konnte es für ein Treibhaus halten. Auf den Stufen lagen Glasglocken, dazwischen leere, umgestülpte Blumentöpfe und blühende Fuchsen und Geranien. Zwei oder drei mächtige Platanen abgerechnet, war der ganze Garten schattenlos. An einem eisernen Spalier breiteten sich fächerförmig in der grellen Sonne ein paar Obstbäume aus. Auch Erdbeerbüschel und Erbsen an langen Stangen wuchsen in dem Garten, und inmitten dieser Ruhe und Ordnung ging ein alter Mann mit einem Strohhut den ganzen Tag über in den Gängen auf und ab, schnitt hier einen Zweig fort, pflückte dort die Rabatte und goß die Beete, wenn der Abend kam. Keine Seele im Dorfe kannte den Alten. Mit Ausnahme des Wädelwagens, der morgens vor allen Thüren der einzigen Dorfstraße anhält, empfangt er nie Besuche. Bisweilen jedoch blieb wohl mal ein Vorübergehender, auf der Suche nach solch abschüssigem Terrain, das sehr fruchtbar ist und gute Obstgärten abgiebt, stehen, las den Zettel und zog die Glode. Dann blieb zunächst alles im Hause ganz still. Erst beim zweiten Läuten hörte man hinten aus dem Garten ein Pantinenklappern näherkommen, der Alte öffnete die Thür ein ganz klein wenig und fragte mit grimmiger Stimme:

„Sie wünsch'n?“

„Das Haus ist zu verkaufen?“

„Ja,“ antwortete dann der Alte heftig, „ja . . . zu verkaufen ist es allerdings, ja; aber ich sag' Ihnen gleich, es ist fürchtbar theuer. . . .“ Und damit schloß seine nur zu bereit Hand die Thür

alsbald wieder. Seine Augen warfen einen förmlich hinaus; so zornig funkelten sie. Und, wie ein Drache seine Gemüßebeete hütend und seinen Keinen sandbestreuten Hof, blieb er dann noch ein Weilchen lauschend stehen.

Stoppfchüttelnd gingen die Leute weiter und fragten sich, mit was für einem wunderlichen Heiligen sie es zu thun gehabt, und was das für eine fixe Idee sei, ein Haus zum Verkauf zu stellen und dabei so große Lust zu bezeigen, es nicht zu verkaufen.

Dieses Mysterium sollte mir bald aufgeklärt werden. Als ich eines Tages an dem Häuschen vorbeikam, hörte ich drinnen aufgeregtes Sprechen, eine lärmende Auseinandersetzung.

„Du mußt verkaufen, Papa, Du mußt . . . Du hast es uns versprochen . . .“

Und vor Erregung zitternd, antwortet des Alten Stimme:

„Aber Kinder, ich will's ja gern verkaufen . . . ich hab ja schon den Zettel rausgehängt.“

Jetzt begriff ich, es waren seine Söhne, seine Schwiegertöchter, kleine Pariser Kaufleute, die ihn zwingen wollten, sich von seinem geliebten Winkel zu trennen. Weshalb, das weiß ich nicht, Soviel stand aber fest: sie fanden allmählich, die Sache zöge sich zu sehr in die Länge, und von dem Tage an kamen sie regelmäßig alle Sonntage, um den Kernstein zu quälen und ihn zu zwingen, sein Versprechen zu halten.

In dieser Sonntagstille, da selbst die Erde sich von der Saat und Arbeit der ganzen Woche zu erholen scheint, konnte ich's von der Straße aus ganz deutlich hören. Der Besuch unterhielt und stritt sich beim Kaffeetrinken, und das Wort „Geld“ klang in ihrem Munde so hart wie das Klappern der Tassen.

Am Abend zog alles wieder ab, der brave Alte begleitete sie ein paar Schritt und eilte dann, was ihn die Füße trugen, heim und schloß glücklich seine Thür: Für eine Woche hatte er wieder Ruhe. Während dieser acht Tage blieb das Haus still, in dem sonnenglühenden Garten war nichts zu vernehmen als ein schwerer Schritt auf dem Kies oder das Knirschen der Harle.

Indeß, von Woche zu Woche wurde der arme Alte immer dringender bestimmt und geheimniß. Die Leutchen wandten alle nur irdischen Mittel an. Man brachte die kleinen Kinder mit, um ihn zu bestimmen.

„Siehst Du, Großpapa, wenn das Haus erst verkauft ist, kommst Du mit uns zusammen wohnen. Das wird aber mal schön werden! . . .“

Und in allen Ecken wurde getuschelt; unaufhörlich spazierten sie zwischen den Beeten auf und ab und rechneten mit lauter Stimme. Einmal hörte ich eine der Frauen schreien:

„Aber die ganze Rude ist ja nicht 'n Pfennig werth, sie muß ja doch abgerissen werden! . . .“

Der Alte entgegnete kein Wort. Man sprach von ihm, als wäre er schon todt, von seinem Hause, als wäre es schon abgerissen. Ganz geknickt ging er, Thränen in den Augen, umher, gewohnheitsmäßig hier einen Zweig wegguckend, dort eine Frucht stehend. Man merkte, sein Leben wurzelte so fest in diesem Erdwinkel, daß er wohl niemals die Kraft finden würde, sich davon los zu reißen. Was man ihm auch vorhalten mochte: er suchte mit allen Mitteln den gefährlichen Augenblick hinauszuschieben. Im Frühling, wenn die Johannis- und Stachelbeeren zu blühen begannen, dachte er bei sich: „Wollen noch bis zur Ernte warten . . . hernach verkauf ich's sofort.“

Aber wenn die Beerenzzeit vorbei, kamen die Kirichen und Pflirsche an die Reihe, dann die Trauben, und nach den Trauben die schönen braunen Mispeln, die man beinahe erst unter Schnee und Eis erntet. Dann kam der Winter, im Garten wurde es öde: kein Spaziergänger, kein Käufer ließ sich mehr sehen, und auch der sonntägliche Besuch stellte sich nicht mehr ein. Drei lange Monate der Ruhe folgten, die Obstbäume zu beschneiden und die Saat vorzubereiten und während dessen hing der Zettel, von Wind und Wetter zerseht und unleserlich gemacht, an der Thür.

Da saßen die Kinder, ungeduldig und überzeugt, der Alte thue alles, um die Käufer fortzuschrecken, einen großen Entschluß: eine der Schwiegertöchter, eine junge Frau von einladendem Aeußeren und jener nachgiebigen Liebenswürdigkeit, wie sie Geschäftsleuten eigen zu sein pflegt, sollte hinfort bei ihm wohnen. Sie langte an, und bald bekam alles einen ganz anderen Ausstrich. Es war, als gehörte ihr die ganze Straße. Sie ließ die Thür sperrangelweit offen stehen, sprach mit lauter Stimme und lachte den Vorübergehenden zu, als wollte sie sagen:

„Bitte, treten Sie nur näher und sehen Sie sich's an: das Haus ist zu verkaufen!“

Mit der Ruhe war's nur für den armen Alten vorbei: Manchmal suchte er seinen Plagegeist zu vergessen, harkte die Beete und säete wieder, wie die Menschen vor ihrem Tode gern Pläne machen, um ihre Furcht zu beschwichtigen. Unablässig verfolgte und peinigete ihn die Schwiegertöchter:

„Was, wozu denn das alles?! . . . ist ja doch bloß für 'nen andern!“

Er antwortete ihr garnicht, sondern arbeitete in hartnädigem Eigensinn unverbrossen weiter. Seinen Garten verwahrlosen lassen, hieß ja, ihn schon halb verlieren, sich jetzt bereits von ihm trennen zu müssen.

So lag denn noch immer nicht ein Blättchen auf dem Wege, war nicht eine einzige Raupe auf den Rosensträuchern.

Trotz alles Wartens ließ sich jedoch kein Käufer blicken. Es

waren schlechte Zeiten. Die junge Frau mochte die Thür noch so weit aufsperrn, ihre Augen noch so freundlich umhergeschweifen lassen: es kam niemand vorüber als Arbeitsleute, es trat niemand ein als der Staub der Straße. Von Tag zu Tag ward die Dame verstimmter. Ihre Geschäfte riefen sie heim. Ich hörte, wie sie ihren Schwiegervater mit Vorwürfen überhäufte, ihm wahre Szenen machte und die Thüren warf. Der Alte senkte dann den Kopf, ohne ein Wort zu erwidern, und tröstete sich, indem er seine Erbsen aufschiefen sah und den vergilbten Zettel da draußen flattern:

„Dies Haus ist zu verkaufen!“

Als ich dies Jahr wieder aufs Land zog, hab' ich das Haus noch vorgefunden, aber der Zettel hing nicht mehr da. Es war aus; sie hatten das Haus verkauft. An stelle der alten, wackligen Bretterthür war eine frischgestrichene grüne da, und durch eine vergitterte Oeffnung in der mit allerlei Anschlägen besetzten Mauer konnte man in den Garten sehen. Das war nicht mehr der frühere Obstgarten: das war ein Ziergarten mit Rasenplätzen, Grotten und Springbrunnen, alles im Bilde zurückgestrahlt von einer riesigen, silbernen Glasugel, die vor der Veranda auf hohem Sockel stand. Auf dieser Uugel nahmen sich die Alleen wie Guirlanden von lebenden Blumen aus, und man sah darin zwei breite Gestalten, ein wenig verzerrt: einen puterrothen, dicken Herrn, ganz in Schweiß gebadet, in einen Triumphstuhl gezwängt, und eine riesige Dame, ganz außer Athem, die, eine Gieklamme schwingend, rief:

„Die Balsaminen haben vierzehn getrieget!“

Man hatte ein Stockwerk aufgesetzt und die Mauer gestrich. Und aus diesem „renovirten“ Hause, das noch nach Farbe roch, tönten die Klänge eines gerade grassirenden Gassenhauers auf die Straße. Diese Balzermelodien, im Verein mit der Jullibige, den geschmacklosen Teppichbeeten und der korpulenten Dame, diese triviale, überfließende Heiterkeit drückten mir schier das Herz ab.

Ich dachte an den armen Alten, der hier so glücklich und stille auf- und abwandelt; ich stellte mir vor, wie er mit seinem Strohhut in Paris, in irgend einem schmuckigen Hinterzimmer, gelangweilt, verschüchtert, still in sich hineinweinend, den Rücken von der lang-jährigen Gartenarbeit gebeugt, umherging, indeß seine Schwiegertöchter hinter dem neuen Ladentische triumphirten, auf dem die harten Thaler aus dem Verkauf seines Häuschens klrten. —

Kleines Feuilleton.

u. Weinsälschung im Alterthum. Man meint vielfach, die Nahrungsmittel-Fälschung sei eine Errungenschaft der modernen Welt. Das ist irrig. Wichtig ist allerdings, daß die Ansbildung der Chemie auch die Verfälschung der Nahrungsmittel auf eine vorher nicht geahnte Stufe der Entwicklung hob, aber unbekannt war diese schädliche Industrie auch in der „guten alten Zeit“ durchaus nicht. Namentlich wurde die Weinverfälschung sehr häufig und nach ziemlich entwickelten Methoden geübt. Die Weinphantaserei war im alten Rom z. B. so verbreitet, daß mehrfach strenge Verbote dagegen erlassen und harte Strafen darauf gesetzt wurden — natürlich ohne Erfolg. Ein Hauptstreben der Weinsabrikanten war, saurem Wein einen milderen, süßeren Geschmack zu geben, und da sie bemerkt hatten, daß dies durch Zufug von Blei sehr gut zu erreichen ist, so setzten sie ihrem sauren Wein eben Blei zu. Sie ließen sich darin auch dadurch nicht stören, daß sie sehr wohl wußten, daß Blei für den menschlichen Organismus ein schweres Gift ist. Daß dies den Alten bekannt war, folgt z. B. aus der Thatsache, daß die Verwendung von Bleiröhren zu Wasserleitungen verboten war, weil dadurch das Wasser ungesund wird. Verhältnismäßig harmloser war das Zufügen von Gips und Kalk zum Wein. Wertwürdigere weise wandten sich auch gegen diese Art der Weinverbesserung die Aerzte. Vermuthlich wurde bei diesem Prozeß der Wein dadurch gesundheitschädlich, daß der Kalk oder Gips dem Wein in metallenen Gefäßen zugefugt wurde, wobei etwas von dem Metall in den Wein gerieth; die Aerzte haben dann die schädliche Wirkung des Metalls irrthümlich dem Gips zugeschrieben. Uebrigens wurde von den Alten auch das Verschneiden des Weins schon vorgenommen. Dabei verfuhr man gern so, daß man Most auf die Hälfte, ja ein Viertel seines ursprünglichen Volumens eindampfte und diese starke Essenz schwachen Weinen beimgengte, um ihnen kräftigeres Aroma zu geben. —

Literarisches.

Beichte. Novellen von Adele Gerhard. Berlin 1899. Rosenbaum u. Hart. — Vier novellistische Studien hat Adele Gerhard unter dem Sammelnamen „Beichte“ vereinigt. In dem Buche sind aber nicht etwa Selbstbekenntnisse niedergelegt. Es handelt sich vielmehr um Geständnisse aus trübem Geleben. Das Thema, das in der ersten der Studien „Beichte“ angeschlagen wird, kehrt in den drei anderen Novellen wieder. Es klingt besonnen, elegisch aus; nur in der kleinen Phantasie „Gömmt mir goldene Tageshelle“ giebt es ungebundene Energien. Von Frauen und ihrem Eheleid an der Seite selbigegefälliger oder brutaler Männer, von Trieben, die zu spät erwasen und unbefriedigt bleiben, erzählen die Novellen. Wenn diese Frauen ursprünglich gesund waren, so werden sie in qualvoller Ehe von Hysterien gemartert. Es weht ein pessimistischer Hauch durch das Ganze. So flüht sich das Buch in gewissem Sinne

der sozialen Anklage-Literatur ein, freilich einer Anklage-Literatur, die nicht ins Große geht und ihre kleineren Einzelfälle gern in übertriebender Manier darstellt. Vielleicht, weil die schriftstellernde Frau das sexuelle Weib im Verhältnis zum allgemeinen menschlichen Weib überschätzt; vielleicht weil sie als besonders teck und unerhödet gelten möchte, wo sie an häßliche Binden streift, wie in der Novelle „Ebbe“. Da ist ein vollblütig, gesundes Weib erbarmungslos an einen rüden, vergifteten Burschen verhängt worden und sie rächt sich in ihrer Weise. Es giebt jetzt ein vielbeliebtes kunstritisches Schlagwort. Man spricht gerne von der Bescheidenheit der Natur. Diese Bescheidenheit der Natur — sie braucht gewiß nicht mit kühler Objektivität oder gar mit Phlegma verwechselt werden — läßt Adele Gerhard in ihrer überhöhten Vortragsweise manchmal vermissen. Es ist, als wären die Studien in kurz abgebrochener, überhafter, nervöser Sprache erzählt, wodurch der Eindruck des Stiggenhaften verstärkt wird. Intimeres, psychologisches Verweilen nimmt man in der ersten der Novellen wahr. Sie ist die feinste der vier Studien. —

—ff.

Kunstgewerbe.

— Ueber die Geschichte und Technik des Mosaiks hielt Direktor Wagner in der Gesellschaft für Heimathkunde der Provinz Brandenburg einen Vortrag. Einem Bericht in der „Voss. Zeitung“ entnehmen wir folgendes: Bereits im Hohen Liebe Salomono's wird von dem „lieblich gepflasterten Boden der Säufte Salomo's“ gesprochen, und Plinius erzählt von dem „opus musivum“ der musivischen Kunst. Ursprünglich war der Marmor das Material zur Ausschmückung der Fußböden in symmetrischen Teppichmuster. Dann verwendete man — wie aus dem Fußboden der Vorhalle des Zeustempels zu Olympia (5. Jahrh. vor Chr.) hervorgeht — rothe, ründlich geschliffene Fußsteine dazu, so daß bereits eine Farbengebung von schwarz, weiß, gelb und grüntraun hervor gebracht wurde. Der Höhezeit der römischen Weltmacht gehören jene kostbaren Fußbodenmosaiken an, zu denen auch die im Berliner Museum befindliche Darstellung des Kampfes von Centauren mit Tigern gerechnet werden kann. Erst unter Kaiser Augustus kamen Glasflüsse zur Ausschmückung der Wände in Aufnahme, und das Mosaik feierte seine höchsten Triumphe in den christlichen Basiliken. Vorzugsweise aber wurden die noch unüberströmenen Mosaiken zu Ravenna als Vorbilder benützt. Schon zur Zeit Karl's des Großen wurden Mosaiken durch italienische Künstler in Deutschland ausgeführt. Das Mittelalter wandte sich, mehr der Fresko-, dann der Glasmalerei zu. Beide entschanden aber mit der Zeit so vollständig, daß sie erst in der Mitte unseres Jahrhunderts gewissermaßen wiederum erfunden wurden. Zu Anfang der sechziger Jahre vermochte dann Salvati in Venedig, gemeinschaftlich mit dem Glasmacher Nadi, dem es nach langen Versuchen gelungen war, die Kunst der Zubereitung von Glasflüssen wieder aufzufinden, die Glasmosaikunst zu neuem Leben zu erwecken. —

Vollskunde.

s. **Vollsglaube in Steiermark.** In der „Zeitschrift für österreichische Vollskunde“ theilt Karl Reiterer zwei Beschwörungsgedebte mit, die kürzlich zwischen alten Gerichtsakten gefunden worden sind. Das erste Gebet ist ein Diebsgebet und umfaßt sechs Sprüche, das zweite ist zum „Leben abbeten“ bestimmt. Noch heute glaubt das Volk in Steiermark, daß man durch Gebete den Tod einer verhafteten Person erwirken kann. In Weihenbach erzählt man, giebt es einen Bauer, der die Diebe zu bannen versteht. Als einmal seinem Schwager Birnen gestohlen wurden, soll er den Dieb auf einen Baum gebannt haben, aber nur bis zum Sonnenaufgang, denn wenn die Sonne aufgeht, so sagt man, komme der Teufel und hole den Diebsbanner selbst. —

Völkerrunde.

ok. **Die Plastik und die graphische Kunst der Eskimos** ist von dem amerikanischen Forscher Hoffmann zum Gegenstand einer umfassenden Untersuchung gemacht worden, deren Ergebnisse von Karl Wörmann in der neuesten Nummer der „Kunst-Chronik“ zusammengefaßt werden. Die Arbeiten der Eskimos wie der Eskulischen, ihrer Verwandten, jenseits der Beringsstraße, auf dem Gebiet der Kleinplastik, die in Knochen, Mammothelkenbein, Renntierhorn und Walroßzahn ausgeführt sind, erinnern an die der Künstler in der europäischen Urzeit. Die Fülle der arttischen Thiere, die von den Eskimos dargestellt werden, setzt in Erstaunen. Es sind hauptsächlich die großen Säugethiere des Meeres: Walrosse, Seehunde, Robben jeder Art; dazu kommen Seebären, Fische, Wasservögel. Diese Thiergestalten sind in den Gesamtumrissen richtig gesehen und wiedergegeben. Es ist aber bezeichnend, daß die Renntiere, die in der Plastik der Urzeit wie auch in den Holzzeichnungen der Eskimos eine hervorragende Rolle spielen, unter den plastischen Arbeiten der Eskimos fehlen — die Körperformen des Renntieres sind den arttischen Naturbildnern offenbar zu reich und zart gegliedert. Noch weit mannigfaltiger sind die Holzzeichnungen der Eskimos. Sie werden auf Pfeilstrecken, Bohrerbügeln, Risten- und Eimergriffen, Labalpfaffen u. s. w., deren Enden auch nicht selten in plastische Thierlöpfe auslaufen, angebracht. Die Zeichnung wird eingeritzt, heute mit eisernen und stählernen Grabstacheln, die von den Europäern geliefert werden, vor wenigen Jahren aber noch mit

Feuersteinspizen. Die eingegrabenen Furchen werden gewöhnlich mit schwarzer, seltener mit rother Farbe ausgefüllt. Geometrische Verzierungen sind nicht eben selten, aber auf die einfachsten Motive, Band, Rath und Saum, beschränkt; auch konzentrische Kreise sind häufig. Der weitaus größte Theil der Darstellungen ist wieder der nördlichen Natur, dem heimischen Leben, der arttischen Thierwelt entlehnt. Einfache Tierreihen werden aus gespannten Thierhäuten gebildet; es wird dargestellt, wie Renntiere weiden, wie Walrosse aus dem Wasser emporzutauchen, wie Fische hintereinander her schwimmen. Mehrere Thiere dieser Art ordnen sich zu rhythmisch gegliederten Reihen und die Tierkunst geht über zu bilderschriftartigen Darstellungen, zu Zeichnungen aus dem Leben der Eskimos. Erstauslich ist die Unmittelbarkeit, Deutlichkeit und Lebendigkeit, mit der diese Naturfinder, die den menschlichen Kopf nur durch eine schwarze Scheibe darstellen, zeichnerisch zu erzählen wissen. So werden ganze Jagdzüge, Fischzüge, Wanderungen, häusliche Arbeiten, Belustigungen und Streitigkeiten dargestellt. —

Paläontologisches.

— In den Asphalt-Bergwerken von Pyrimont in Savoyen ist kürzlich unter anderen Säugethierresten ein fast vollständiges Skelet eines Nashorns zu Tage gekommen, dessen vortrefflich erhaltener Schädel mit den daran befindlichen Nasenbeinen erkennen läßt, daß das Thier zu der merkwürdigen Gruppe der Rhinocerosen mit seitlichen Hörnern gehörte, von denen bisher nur ein einziger europäischer Typus, das von Duvernoy beschriebene und im Pariser Museum aufbewahrte Rhinoceros pleuroceros von Gannat bekannt war, während im Miozän Nordamerika's Arten dieser Gruppe zahlreich sind; Marsh hat ans ihnen die Unterartung Diceratherium gebildet. Das Rhinoceros von Pyrimont ist viel größer als das von Gannat, auch sitzen die Hörner mehr nach vorn; in der Bildung der Backzähne aber sind die Thiere nahe verwandt. Das Skelet ist in die paläontologische Sammlung der Universität Lyon gekommen. —

Humoristisches.

— Von der Vizinalbahn. „Wozu hat denn der Locomotivführer 'n Handtuch auf der Maschine?“
„Zum Schienenabtrocknen, wenn's regnet.“ —
— Starkes Mißtrauen. Professor (der aus dem Bad ans Ufer steigend seine inzwischen gestohlenen Kleider nicht mehr findet): „Hm, hm, sollte ich mich wirklich in der Zerstreuung schon zu Hause ausgezogen haben?“ —
— Ganz einfach. Frau: „Mußt Du denn alle Tage ins Gasthaus gehen?“ — Mann: Freilich, Alte, ich bin ja Stammgast.“
(Weggend. hum. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Im „Deutschen Sport“ wird ein Gemälde folgendermaßen beschrieben: „Ein Delbild von „Camoune“ vollendete jüngst Professor Sperling für den Züchter dieser herrlichen Stute. Mit bekannter Meisterhand hat der Künstler diese formvollendete Tochter des Falmen und der Mimchaba auf die Leinwand gebracht, so daß man sich nicht lange genug in den Anblick dieses Bildes vertiefen kann. . . wie denn die Leistungen dieses herrlichen Gödtsdorfer Produkts alle diejenigen mit Stolz erfüllen können, welche mit dieser Stute im Leben etwas zu thun bekommen haben.“ —
— Im „Bunzlauer Stadtblatt“ erschien folgendes Inserat: „Da mich meine Frau, geb. K. . . böswillig verlassen hat, warne ich jeden, ihr etwas zu borgen, da ich für nichts aufkomme. Dem schönen Herrn, welcher mit ihr im Liebesverhältnis steht, sage ich meinen besten Dank für die Abnahme. Hermann B. . . , Wenig-Waldig.“ —
— Auf dem Artillerie-Schießplatze zu Thorn wurde ein Schachmeister als furchtbar verstümmelte Leiche aufgefunden. Er hatte beim Suchen von Geschößtheilen einen „Blindgänger“ gefunden, der beim Fortschaffen explodirt ist. —
— In einigen Theilen der Alpen ist gewaltiger Schneefall eingetreten. Der Bernharden und der Splügenpaß sind für alle Verkehr geschlossen. —
— Bei den Farder-Inseln ist in den schweren Stürmen der letzten Tage ein deutscher Fischdampfer gesunken. Von der Mannschaft ist niemand gerettet. —
— Ein französisches Depechenboot des Hafens von Saint-Galery erlitt Schiffbruch. Die aus drei Mann bestehende Besatzung ist ertrunken. —
— In England war ein Ausschuß eingesetzt, der ein Mittel zur Bekämpfung der Lästfliege, die in Afrika unter den Thieren so großen Schaden anrichtet, suchen sollte. Das Ergebnis wird jetzt veröffentlicht: es ist kein Mittel gefunden worden. Die Menschen werden von dem Stich der Lästfliege nicht erheblich belästigt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. Dezember.